

müsste die Perspektive umgekehrt und auf die Zivilgesellschaft fokussiert werden. Und zwar einer Zivilgesellschaft, die durch Kreativität und Beteiligung Zusammenhalt stiftet, Werte schafft und damit Lebensqualität ermöglicht. Dazu können vor allem Vereine, Netzwerke, Kirchen und Genossenschaften Beiträge leisten. Aus diesen Aktivitäten speist sich ländliches Selbstbewusstsein, auch gegenüber den Städtern. Auf dieser Basis kann sich eine positive Arbeitsteilung mit den urbanen Räumen entwickeln, die zwar spannungreich sein kann, aber auch produktiv ist. Dazu bedarf es eines entsprechenden Selbstbewusstseins nach außen. So gibt es mittlerweile wieder Rückwanderungen aus dem Westen in die ostdeutschen Länder. Auch wenn diese Zahl noch nicht riesig ist, handelt es sich um ein wichtiges Signal. Denn Attraktivität und Perspektiven einer Region sind nicht schicksalhaft vorgegeben, son-

dern durchaus veränderbar. Vielleicht entwickelt sich dann statt des Blicks auf das »Sterben der Dörfer« eher die produktive Perspektive, wie der Soziologe Andreas Willisch einmal angedeutet hat, die den ländlichen Raum als den »Garten der Metropolen« sieht.

Eins ist jedoch bei all diesen Überlegungen essenziell: Ohne eine kooperative Finanz- und Regionalpolitik fehlt der Rahmen für eine starke Zivilgesellschaft. Deshalb ist für die SPD-Grundwertekommission »die Herstellung gleichwertiger Lebensverhältnisse eine Solidaritätsaufgabe über die gesamte Bundesrepublik hinweg (...), deren Preisgabe durch eine neue Leitvorstellung eines bloß wirtschaftlichen, sozialen und territorialen Zusammenhalts sowie die Umdeutung des bundesdeutschen Föderalismus in einen Wettbewerbsföderalismus abgewehrt werden« muss. ■

Ulf Buschmann

Noch nie so wertvoll wie heute?

Die Soziokultur erfindet sich Stück für Stück neu

Stadtteileinrichtungen gehören in NRW mittlerweile schon wie selbstverständlich zum Bildungsangebot. Sie entstanden in den 70er Jahren, um näher an den Lebensbedürfnissen der Menschen Theater zu inszenieren, Literatur auf eine neue Art zu präsentieren, aber auch Töpferkurse anzubieten. Inzwischen bilden sie mit Schulen, Behörden, Vereinen und Verbänden ein Netzwerk u.a. für Jugendliche vor Ort.

Die Soziokultur ist im Wandel, zumindest in Nordrhein-Westfalen. Keiner der Beteiligten kommt heute nämlich mehr auf die Idee, auf der eigenen Scholle etwas allein zu tun – schon deshalb, weil der Staat zu einer Art erzieherischen Maßnahme gegriffen hat, nach dem Motto »Macht etwas gemeinsam und ich werde mich als großzügig erweisen!«.

Dieser Wandel vollzieht sich in erster Linie vor dem Hintergrund der Einfüh-



Ulf Buschmann

(* 1966) ist freier Journalist und lebt in Bremen. Er befasst sich u. a. mit den Themen Entwicklung des städtischen und ländlichen Raums.

post@ulf-buschmann.de

rung der Ganztagschulen im Land. Schon in der vergangenen Wahlperiode hatte die

SPD-Ministerpräsidentin Hannelore Kraft die Parole der »Netzwerke« für Kinder und Jugendliche ausgegeben. Die Grünen zogen als Koalitionspartner mit, doch sicher konnte sich die Landesregierung aufgrund fehlender Mehrheit im Düsseldorfer Landtag nicht sein. Jetzt, mit genug Mandaten im Rücken, wird weiter am Netz geknüpft.

Denn es gibt zwar noch Geld vom Staat, doch die Kassen vor allem der Städte und Gemeinden sind auch anderswo weitgehend leer. Also müssen sich die Einrichtungen, die ihre Zuschüsse meistens von den Kommunen bekommen, nach neuen Wegen umschaun, um ihre Arbeit fortsetzen zu können. Denn entsprechende Haushaltstitel werden seit Jahren schon nicht mehr erhöht. So bekommt beispielsweise das »Kulturzentrum Alter Schützenhof« (Kasch) in Achim bei Bremen jedes Jahr 100.000 Euro aus öffentlichen Töpfen. Das reicht gerade um die festen Stellen zu bezahlen. Den Rest muss das Kasch selbst erwirtschaften.

Gemeinsam stärker

Was im ersten Moment als Fluch anmutet, entpuppt sich bei genauerem Hinsehen aber als Segen, denn das Kasch gehört nun zu den Einrichtungen, die sich neu erfinden – was irgendwie gar nicht so schwer ist. Dabei kommt den Achimern der Umstand zu Hilfe, dass es die Schulen ebenso getroffen hat. So müssen auch sie neue Wege gehen. Das trifft sich ganz gut, denn im Grunde genommen haben alle Beteiligten das gleiche Ziel: Die Menschen vor Ort sollen ihren Horizont weiten, sie sollen sich bilden. Nur eben nicht mehr auf vielen kleinen Schollen, sondern auf einer großen. Die Begriffe »Bildung« und »Kultur« erscheinen dabei in einem neuen Licht. Auf den ersten Blick jedenfalls. Doch man sollte etwas genauer hinschauen. Denn im Grunde geht es eher um die Annähe-

rung der beiden Begriffe, als um Annäherung der Inhalte.

In der Vergangenheit wurde von der Politik »Bildung« v.a. mit dem Pauken von Fakten in der Schule gleichgesetzt. »Kultur« hingegen war etwas ganz anderes: die schönen Künste, gepflegt an Oper und Theater, mit Millionen alimentiert. Doch diese Zeiten scheinen vorbei zu sein. Quer durch das Land, vom kleinen Dorf in der Uckermark oder in Ostfriesland bis hin zur Metropole gilt es nun, neue Allianzen zu schmieden zwischen den Einrichtungen der Soziokultur, Schulen, Theatern und sogar Sportvereinen.

Aufgrund der sich verschärfenden monetären Mangelerscheinungen gerade auf kommunaler Ebene war dieses Zusammenrücken zunächst vor allem von der Politik gewollt. Doch nach und nach setzte sich auch bei den Akteuren in den soziokulturellen Einrichtungen die Erkenntnis durch, dass man gemeinsam stärker ist.

Speziell innerhalb der soziokulturellen Zentren setzt sich, u.a. befördert durch den einsetzenden Generationenwechsel auf den Leitungsebenen, eine andere Sicht der Dinge durch. Auch wenn ihr jeweiliges Zentrum noch so erfolgreich sein mag, der Imagegewinn durch die Kooperation mit anderen Trägern wie Schule oder Sportvereinen ist enorm.

Zudem lassen sich durch die Vernetzung neue Nutzergruppen erschließen. Genau daran haperte es aber bislang. Durch die feststehenden Angebote, zum Beispiel der Kurse der unter dem Dach des jeweiligen soziokulturellen Zentrums sitzenden Volkshochschule oder auch der einen oder anderen Krabbelgruppe, sind die Teilnehmerzahlen gesichert.

Doch gerade in vielen städtischen Bereichen zeigt sich mehr und mehr, dass soziokulturellen Zentren durchaus die Nachfrage ausgeht. Und wo keine Menschen mehr kommen, muss die Kommune auch keine Zuschüsse mehr zahlen, was den Kämmerer natürlich freut.

Zu neuen Ufern – mit weniger Geld

Die Stadtteilzentren öffnen sich nun immer weiter. Waren es bislang vielleicht nur die Kleinkind- und Volkshochschulgruppen, so finden durch die neue Zusammenarbeit ganz andere Leute einen Zugang. Nun denken angesichts veränderter Anforderungen auch Sportvereine darüber nach, Kurse unter dem Dach der Soziokultur anzubieten. Oder die Schulen verlagern Aktivitäten dorthin. Selbst die »Hoch«-Kulturträger von Oper, Theater & Co. kommen hier zusammen: Was mit Kindern und Jugendlichen über einen bestimmten Zeitraum hinweg erarbeitet worden ist, wird später in eine große Aufführung im Theater eingebaut.

Doch trotz allen Zusammenrückens, das von der Politik gefordert und von der jeweiligen Verwaltung bisweilen gnadenlos durchgesetzt wird, sind die Verantwortlichen in den Parlamenten und Behörden nicht in der Lage, ihre Haushalte und Förderkulissen anzupassen. So werden Schulen noch immer als »Bildung« finanziert und soziokulturelle Einrichtungen laufen noch immer unter dem Deckmantel »Kultur«. Dabei wissen alle Beteiligten, dass die beiden Begriffe verschmolzen sind. Trotz allem bleiben erst einmal die Haushaltsstellen beziehungsweise Produktpläne getrennt.

Hinzu kommt, dass soziokulturelle Einrichtungen heute mindestens die Hälfte ihres Etats selbst einwerben müssen, meistens gar bis zu 70 %. Um entsprechende Einnahmen zu erzielen, heißt es, Veranstaltungen mit kommerziellem Charakter ins Programm aufzunehmen oder die Räumlichkeiten an Privatleute, andere Vereine oder Firmen zu vermieten. Nicht bei allen Nutzern oder (Sozio-)Kulturbeflissenen stößt das auf Gegenliebe. Hinzu kommt, dass die Verantwortlichen immer mehr Zeit aufwenden müssen, um externe Geldquellen, z.B. Stiftungen, anzuzapfen.

Eigentlich bräuchten die Zentren aber dafür eigene Fundraiser.

Die Bundesvereinigung Soziokultureller Zentren in Berlin versucht gerade herauszufinden, wie man zusätzliche Mittel beschaffen kann. In einem vielversprechenden Projekt, das den Titel »Saatgut« trägt, arbeitet eine Arbeitsgruppe an diesem Thema. Denn Fundraising erfordert den Einsatz von viel Zeit und oftmals ebenso viel Geld.

So läuft das Projekt laut Bundesvereinigung ab: Die teilnehmenden soziokulturellen Zentren beziehungsweise ihre Vertreter werden intensiv geschult. Anschließend erarbeiten alle Beteiligten mit fachlicher Beratung ein auf jede Einrichtung zugeschnittenes Konzept – Stichwort: Alleinstellungsmerkmal. »Beim Aufbau der Strukturen und Maßnahmen vor Ort steht über mehrere Monate hinweg ein Coach zur Seite«, heißt es weiter auf der Internetseite des Verbandes unter www.sozio-kultur.de. Wenn die Probephase, die vom Fond für Soziokultur gefördert wird, erfolgreich sein sollte, soll das Projekt flächendeckend angeboten werden.

Ein bisschen allerdings schwingt bei den Beteiligten die Angst mit, dass die Haushälter in Städten und Gemeinden wieder zuschlagen, sollten ihre Zentren erfolgreich in Sachen Euro-Akquise sein. Dieses ist aus den Reihen der Bundesvereinigung genauso zu hören wie im Rahmen des Tages der Soziokultur, der am 18. Oktober unter dem Motto »Jeder ist kreativ. Wir haben das Zeug dazu. Du auch!« in Berlin stattfand. Die Forderung dort: Die institutionelle Förderung der Einrichtungen dürfe nicht heruntergefahren werden, wenn sie es schafften, zusätzlich Geld aufzutreiben. Denn das wäre ein Schlag ins Gesicht der 15.000 Ehrenamtlichen und 2.500 hauptamtlichen Mitarbeiter in den knapp 500 soziokulturellen Zentren im Bundesgebiet. ■